

Gefahr für die Kirche gekämpft werden muß, ist Thomas Morus ein geistiger Führer. Und ist nicht kämpfender Einsatz die Losung für alle wahren Kinder der Kirche? Man hat immer gewußt, und heute empfindet man es dringender, daß für diesen Kampf die innere Bereitschaft entscheidend ist. Wie werden wir sie gewinnen? Damit stehen wir vor der brennendsten Frage heutiger Frömmigkeit. Man hat manchmal den Eindruck, daß das Suchen nach den lautersten Quellen der Frömmigkeit etwas vom wirklichen Leben und seinen Forderungen wegführe. Thomas Morus könnte uns dahin weisen. Wenn das Geheimnis seines Lebens auch in das Christenleben von heute erfüllend einging, wäre die Kirche unserer Tage für ihr Werk bereit. Das ist denn auch der Sinn der Erhebung des edlen Staatsmannes zur Ehre der Altäre. Sicher legte sich das nahe durch das vierhundertjährige Gedenken seines heldenhaften Sterbens auf dem Towerhill. Aber ohne Zweifel will die Kirche gerade in gegenwärtiger Stunde uns mit diesem Heiligen auch die Losung geben: Humanist und Martyrer.

Arteigenes Christentum

Von Prof. Dr. Engelbert Krebs.

1. Neuheit und Universalität der Frühkirche.

Es gibt vier Gattungen von Menschen: Barbaren, Griechen, Juden und Christen.“ Dieses Bewußtsein der Frühkirche, eine neue Gattung von Menschen unter den übrigen Menschen zu sein, spricht der Athener Aristides in seiner Schutzschrift an den Kaiser Antoninus Pius ums Jahr 140 n. Chr. aus. Das Unterscheidungsmerkmal für diese vier Gattungen von Menschen sieht der Athener in ihrer Abkunft und ihrer Gottesverehrung. Die Barbaren wollen von Kronos und Rhea und andern Göttern herkommen. Die Griechen vom Zeussohn Hellen, die Juden stammen von Abraham, Isaak und Jakob, die Christen aber leiten sich her von Jesus Christus, „der als Gott vom Himmel niederstieg, von einer hebräischen Jungfrau Fleisch annahm, als Gottessohn in einer Menschentochter Wohnung nahm“, „von den Juden durchbohrt, von den Toten auferstand und zum Himmel erhoben wurde“. — Die Barbaren und Griechen kennen Gott in Wahrheit nicht, beten Geschöpfe und Menschen als Götter an und leben im Irrtum. Die Juden kennen zwar den wahren Gott, irren jedoch in ihren religiösen Bräuchen. Die Christen aber „haben die Wahrheit gefunden“, kennen Gott und glauben an ihn. „Alle Morgen und zu allen Stunden preisen und loben sie Gott und danken ihm. Und wenn ein Gerechter aus der Welt scheidet, so freuen sie sich, danken Gott und geben seiner Leiche das Geleit, als zöge er nur von einem Ort zum andern“ (Aristides, Apologie 2—15).

Die große Dankbarkeit dafür, daß sie inmitten einer irrenden und lasterhaften Menschheit, zu der sie selbst bisher gehörten, die wahre Gotteserkenntnis und Gottesverehrung geschenkt erhalten haben, diese reine und heilige Dankbarkeit war die Grundstimmung der jungen Christenwelt: „Welcher Mensch wußte überhaupt, was Gott ist, ehe er selbst erschien?...

Von den Menschen hat keiner Gott gesehen oder erkannt. Er selbst hat sich kundgetan“, jubelt der fromme Verfasser des „Briefes an Diognet“ (c. 8).

Diese übernatürliche, durch Gottes Menschwerdung in die Welt gekommene Gotteserkenntnis, die dadurch begründete neue Geistesgemeinschaft, das dadurch erblühte reine Sittenleben ist der jungen Kirche mehr wert, als alle leibliche Abstammung, völkische Verbundenheit oder Verschiedenheit, ständische Stufenordnung, Geschlechts- und Altersunterschied. Diese Gemeinschaft der Geister macht die Christen zu einer neuen Gattung von Menschen, die der Natur nach zwar ihre Wurzeln in den verschiedensten Gattungen hat, aber übernatürlicherweise eine Einheit bildet. „Justin, der Sohn des Priskus und Enkel des Bakchios aus Flavia Neapolis“ richtet seine Apologie an denselben Antoninus Pius und nennt sie eine „Bittschrift für die Leute aus jedem Volksstamm, die mit Unrecht gehaßt und verleumdet werden“ (I. Apologie c. 1). Er sieht in der einzigartigen Stellung der Christenheit unter dem übrigen Menschengeschlecht die mit Händen greifbare Erfüllung der uralten Prophetenworte, „daß Angehörige aller Gattungen von Menschen an Jesum Christum glauben werden“ (c. 40), daß aber auch „die Völker der Erde aufstehen und sich versammeln gegen den Herrn und seinen Christen“. Doch „der im Himmel wohnt, wird ihrer lachen“. Er spricht zu seinem Sohn: „Fordere von mir und ich werde Dir geben die Völker zu Deinem Erbe und zu Deinem Besitz die Grenzen der Erde“ (ebd. mit Anführung der Worte des 2. Psalmes). Ein frohes Hochgefühl, aus allen natürlichen Gattungen von Menschen zu einer neuen übernatürlichen Gattung umgewandelt und vereinigt zu sein, beherrscht das junge Christentum der Frühzeit.

Die Bekenner Christi spüren freudig die Wahrheit der Paulusworte: „Ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Da gilt nicht mehr Jude oder Heide, nicht mehr Knecht oder Freier, nicht mehr Mann oder Weib. Denn ihr seid alle eins in Christus Jesus“ (Gal. 3, 28). „Habt ihr doch den alten Menschen ausgezogen samt seinen Werken und angezogen den neuen Menschen, der nach dem Bilde seines Schöpfers umgestaltet wird zur vollen Erkenntnis. Da heißt es nicht mehr Heide oder Jude, Beschnittener oder Unbeschnittener, Barbar oder Skythe, Sklave oder Freier, sondern alles und in allem: Christus“ (Kol. 3, 10 f.).

Die christlichen Angehörigen eines Volksstammes allerdings hatten Mühe, sich in diese Wahrheit ganz hineinzufinden. Nicht die Griechen oder Römer oder Ägypter oder Kleinasiaten — nein, gerade die Juden, „aus denen Christus dem Fleische nach stammt, er, der da ist Gott über alles, hochgelobt in Ewigkeit“ (Röm. 9, 5), sie hatten Mühe, die ganze Neuheit einer übernatürlichen Menschenart zu verstehen. Nicht daß sie treu festhielten an ihren jüdischen Bräuchen, wurde von den Aposteln mißbilligt. Im Gegenteil! Die Apostel bewahrten mit der Urgemeinde in Jerusalem den Brauch des fleißigen Betens im Tempel (Apg. 2, 46; vgl. 24, 11), des Besuchs der Synagogen am Sabbat zur Lesung und Erklärung

der heiligen Schriften — Paulus ging auf seinen Missionsreisen stets am Sabbat in die Synagogen (Apg. 17, 3) —, sie schätzten und übten noch Gelübde und Tempelopfer (Apg. 18, 18; 21, 23 ff.), kurz sie beobachteten das väterliche Gesetz (Apg. 23, 6; 24, 14 f.; 25, 8; 26, 6—23; 28, 17—20) und ließen die Judenchristen ihr Gesetz beobachten. Nur das duldeten sie nicht: daß diese jüdischen Gesetzbräuche zum Joch würden für die Christen aus der Heidenwelt (Apg. c. 10—15). Und an diesem Widerstand splitterte das erste „arteigene Christentum“ — das Judenchristentum — vom Stamm der Kirche los.

2. Das Schicksal des ersten arteigenen Christentums.

Diejenigen Christen jüdischer Rasse, die grundsätzlich das Christentum mit den angestammten Bräuchen, Satzungen und Tendenzen verbanden und immer aufs neue auch die nichtjüdischen Christen darauf verpflichten wollten, machten schon dem Apostel Paulus an verschiedenen Orten Sorgen und bereiteten seiner Missionsarbeit Schwierigkeiten und Gefahren. Der Galaterbrief ist zur Abwehr dieser Bestrebungen geschrieben. Der Römerbrief widmet einen großen Teil seiner Ausführungen der Ausräumung der Vorurteile, die zwischen Heidenchristen und Judenchristen bestanden. Paulus sieht schon als schädliche Folge der judenchristlichen Wühlarbeit eine antijüdische Stimmung in der heidenchristlichen Welt herrschend werden, die er mit den von geschichtstheologischen Gedanken erfüllten Kapiteln 9—11 des Römerbriefs in einer Sicht von ganz hoher Warte aus zu beschwören sucht.

Innerhalb der Kirche hat die Propaganda des Judenchristentums nach der Zerstörung des Tempels begreiflicherweise bald an Einfluß verloren, doch hält noch eine so späte Schrift wie die syrische Didascalia (3. Jahrhundert) es für angemessen zu sagen: „Unser Erlöser ist um keiner andern Sache willen gekommen, als um das Gesetz zur Vollendung zu bringen und uns von den Banden der Wiederholung des Gesetzes zu befreien“ (c. 2). Und hundert Jahre früher, um 140, sagt der schon einmal erwähnte Justin über die Judenchristen seiner Zeit: „Es gibt Leute bei uns, die mit den Judenchristen keine Gemeinschaft der Unterredung und der Mahlzeit haben wollen. Ich bin nicht dieser Meinung. Im Gegenteil. Wenn sie aus Schwäche der Überzeugung alles beobachten wollen, was sie können, von den Satzungen, die Moses, wie wir wissen, um ihrer Herzenshärte willen gegeben hat, und wenn sie zu gleicher Zeit auf unsern Christus hoffen und die ewigen Gerechtsame der Natur und der Frömmigkeit beobachten, wenn sie bereit sind, mit den Christen und Gläubigen zu leben, ohne sie zur Beschneidung, zur Beobachtung des Sabbats und ähnlicher Bräuche zu überreden, so erkläre ich, daß man sie empfangen und mit ihnen verkehren muß in allem, als mit Brüdern und Kindern desselben Schoßes. Aber, lieber Tryphon, wenn die Leute von deiner Rasse, die sich Christen nennen, mit allen Mitteln die Heidenchristen dazu bringen wollen, nach dem Gesetze des Moses zu leben, oder wenn sie selbst sich weigern, mit diesen andern Gemeinschaft zu pflegen im selben religiösen Leben, dann nehme auch ich solche Leute nicht mehr an. Was jene angeht, die sich von ihnen überreden lassen, nach dem Ge-

setz zu leben, und die gleichzeitig fortfahren, den Christus Gottes zu bekennen, so gebe ich zu, daß sie gerettet werden können. Was aber jene betrifft, die nach der Bekehrung und der Anerkennung, daß Jesus der Christus ist, aus irgend welchem Grunde sich zum Leben nach dem Gesetze anschicken und so weit geraten, daß sie leugnen, daß er der Christus ist, so erkläre ich: wenn sie nicht vor dem Tode Buße tun, können sie gewiß nicht gerettet werden“ (Dialog. c. 47).

So war also noch im 2. und bis ins 3. Jahrhundert das arteilene Judenthum in der Kirche da und dort lebendig. Es lebte jedoch in einer beständigen Gefahr der inneren und äußeren Lösung von der übernatürlichen Gemeinschaft. Tatsächlich ist es auch der Wurzelboden für die erste korporative Absplitterung gewesen. Hegesipp berichtet: „Nachdem Jakobus der Gerechte (d. i. Jakobus der Jüngere, der erste Bischof von Jerusalem) aus derselben Ursache wie der Herr den Martyrertod erlitten hatte, wurde Simeon, der Sohn des Clopas, seines (d. h. Christi) Oheims, als Bischof aufgestellt. Diesem gaben nämlich alle, da er ein Verwandter des Herrn war, als zweitem Bischof den Vorzug. Bis dahin nannte man die Kirche eine jungfräuliche; denn noch nie war sie durch falsche Lehre befleckt worden. Den Anfang, sie allmählich zu verderben, machte Thebuthis, weil er nicht Bischof geworden war. Er gehörte zu den sieben Sekten, die im (jüdischen) Volke bestanden.“ (Aus Hegesipps verlorenen Schriften, bei Eusebius, Kirchengeschichte IV c. 22, 4.)

Diese erste Absplitterung einer jüdisch-christlichen Gemeinschaft aus der Kirche war nur der Anfang weiterer Entfernung auch in den wesentlichen Lehren. Die sogenannten Ebioniten, die vielleicht aus dem Thebuthis-Schisma hervorgegangen sind, erklärten Christus zum „bloßen Menschen, der nur wegen seiner sittlichen Vollkommenheit für gerecht erklärt wurde“, sie hielten sich strenge an das jüdische Gesetz, weil sie glaubten, „durch den Glauben an Christus und das Leben nach diesem Glauben allein nicht die Seligkeit erlangen zu können“. „Andere aus ihnen leugneten nicht, daß Christus aus einer Jungfrau und dem Heiligen Geist geboren sei. Aber sie gestanden nicht zu, daß er vorher als Gott, als Wort und Weisheit existiert habe. Dadurch gerieten sie in dieselbe Gottlosigkeit wie die früheren, besonders da auch sie sich eifrigst bestrebten, die den Leib betreffenden Zeremonien des mosaischen Gesetzes auf dieselbe Weise wie jene genau zu befolgen. Sie behaupteten, man müsse die Briefe des Apostels Paulus, als eines Abtrünnigen vom Gesetze, gänzlich verwerfen. Das sogenannte Evangelium der Hebräer allein gebrauchten sie, den übrigen Evangelien legten sie wenig Wert bei. Den Sabbat und die übrige jüdische Lebensweise beobachteten sie gleich jenen, den Sonntag aber feierten sie in gleicher Weise wie wir zur Erinnerung an die Auferstehung des Erlösers. Infolge dieser Lehre erhielten sie den Beinamen Ebioniten, der die Dürftigkeit ihrer Erkenntnisse anzeigt. Denn Ebion heißt bei den Hebräern der Bettler“ (Eus. a. a. O. III c. 27, 1).

Mag auch diese Schlußbemerkung des Eusebius über die Entstehung des Namens Ebioniten heute in ihrer historischen Richtigkeit umstritten sein, sie zeigt uns auf jeden Fall, wie von kirchlicher Seite der geistige Gehalt

dieser ältesten und ersten Form eines arteigenen Christentums eingeschätzt wurde: armseliges, dürftiges Denken über den Gottmenschen und Erlöser der Welt ist die Folge, wenn man die Religion Christi einseitig aus blutmäßigem Brauchtum gestalten will. Übernatürliche Höhe wird nicht mehr gesehen, wo man grundsätzlich nur den natürlichen Boden des arteigenen Volkstums zum Standpunkt wählt.

3. Gefahren einseitig arteigenen Brauchtums in der universalen Kirche.

Bieten uns die schismatisch gewordenen Judenchristen der Frühzeit das Urbild eigenwilliger Formung arteigenen Christentums, das sofort in Lehre, Verfassung und Heilsvermittlung auf unchristliche Wege geriet — ein Schicksal, das auch an mancher späteren Häresie wie dem phrygischen Montanismus und dem parsischen Manichäismus zu beobachten ist, so erweist sich ein Blick in die Entwicklungsgeschichte der Liturgien als nicht weniger lehrreich.

„Die Wende vom zweiten zum dritten Jahrhundert wird für den Osten als die Grenze zwischen der Urzeit der Messe und ihrer im vollen Lichte der Geschichte liegenden Entwicklungsperiode gelten können“ (Baumstark, Die Messe im Morgenland [1916] 19). Diese Entwicklung geht im Osten wesentlich in der Weise vor sich, daß große kirchliche Zentren, wie Antiochien, Jerusalem, Alexandrien, Edessa, Mopsueste und Cäsarea (später an dessen Statt Konstantinopel), ihre liturgischen Gebräuche und Gebete schriftlich festlegen, sie im Lauf des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts in eine endgültige Form bringen und sie dann womöglich legendar und in der Benennung mit einem Großen der Vorzeit in Verbindung bringen, so daß sie als Jakobusliturgie, Markusliturgie, nestorianische Liturgie und Chrysostomusliturgie ihre dauernde Stellung behaupten. In Wahrheit sind sie volks- und rassenmäßig eifersüchtig gehütetes Brauchtum der westsyrischen, ägyptischen, ostsyrischen und griechisch-byzantinischen Kirche, und gerade diese volks- und rassenmäßige Behütung hat wesentlich dazu beigetragen, das natürliche Selbstbewußtsein der betreffenden Christengruppen im Rahmen der Gesamtkirche zu steigern und östliche Häresien volksmäßig abzugrenzen und zu verhärten. So sind die Westsyrier Monophysiten, die Ostsyrier Nestorianer geworden mit langer Zähigkeit ihres Getrenntseins.

Im Abendland haben wir in der Spätantike und im Frühmittelalter ebenfalls eine Mannigfaltigkeit der Liturgie, die sich an einzelne Bischofsstädte, Rom, Mailand, Toledo, Gubbio, anschließt. Aber mit der Karolingerzeit, in der die Kaisermacht die politische Einigung der abendländischen Völker anstrebt, setzt jene planmäßige Arbeit Roms ein, die der Kirche eine gemeinsame Form des Gottesdienstes schafft, die römische Liturgie. Vorgearbeitet war schon dadurch, daß einzelne Päpste die Forderung erhoben hatten, die Kirchen hätten in ihrem Gottesdienst dem Brauch der Mutterkirche Rom zu folgen. So schrieb Siricius († 399) an Bischof Himerius von Tarragona: „Diesen römischen Brauch sollen alle Priester festhalten, die nicht von der Festigkeit des apostolischen Felsens

losgerissen werden wollen, auf dem Christus die Gesamtkirche gegründet hat.“ Das ist die klassische Begründung der päpstlichen Liturgiepolitik: Die Einzelkirchen werden in ihrer Verbundenheit mit dem Gesamtfundament der Weltkirche erhalten durch die Gemeinsamkeit des Gottesdienstes. Außer den Päpsten hatte insbesondere der Benediktinerorden liturgisch einigend gewirkt, da seine Mönche im ganzen Abendland die römische Meßliturgie feierten. Für die Mission in Deutschland war nicht nur das größere Organisationstalent des Benediktiners St. Bonifatius der Grund seiner größeren Erfolge gegenüber den früheren iroschottischen Missionaren, sondern auch die Tatsache, daß er an Stelle der irischen Sonderbräuche überall den römischen Ritus und römisches Kirchenrecht in Deutschland einführte.

Den entscheidenden Schritt für das ganze Abendland aber tat Karl der Große, der vom Papst Hadrian I. ein römisches Sakramentar erbat, das für das ganze Reich maßgebend sein sollte. Eisenhofer weist mit Recht darauf hin: „Die provinzielle Eifersucht wurde am besten gebrochen, wenn“ — an Stelle der nach Stämmen und Gauen verschiedenen gallikanischen Liturgien — „eine fremde zur Einführung gelangte, die schon viel Boden in den fränkischen Landen gewonnen hatte“ (Handbuch der Liturgie I 40). Die Begründung für diese Tat gab Karl der Große unter Berufung auf ein früheres Dekret seines Vaters Pipin durch den Hinweis auf „die Einmütigkeit mit dem Apostolischen Stuhl und die friedliche Eintracht der heiligen Kirche Gottes“ (Ebd.).

Dabei ließen Papst und Kaiser der Eigenart des Brauchtums genügenden Spielraum. Das römische Sakramentar erhielt einen Anhang fränkischer gallikanischer Eigenart, den Alkuin mit weiser Maßhaltung geschaffen hat. Und so erwuchs der abendländischen Kirche ein liturgisches Leben, das im Wesen der Meßfeier: in Kanon, Kollekte, Sekreten und Postkommunionen, in den Meßgesängen, den nach dem Kirchenjahr wechselnden Lesungen, dem Ritus der Taufe und der Weihen mit dem römischen Gottesdienst enig ging, aber eine Fülle arteigener Entfaltungsmöglichkeiten barg, die den einzelnen Gliedern des einen mystischen Leibes ihr Sondergepräge gaben. Die Privatmessen, für die das römische Sakramentar keine Vorschriften enthielt, die eingeschobenen Tropen und Sequenzen, besonders aber die vielgestaltige Welt der Segnungen, die Feier der örtlichen Heiligenfeste und Wallfahrten boten ein weites Feld zur Entfaltung berechtigter Eigenart, ohne daß dadurch das Wesen des Christentums seiner übernatürlichen Würde beraubt und in die Enge arteigener Natürlichkeit hinabgezogen worden wäre.

Der Osten mit seinen Sonderliturgien ist heute aufgespalten in zahlreiche „autokephale“, in Wahrheit staats- und landeskirchlich eingeeengte Einzelkirchen, denen mit dem Sturz der christlichen Staatsoberhäupter ihr fester Grund entzogen ist, wie umgekehrt das mehr oder weniger cäsaropapistische Regime der bestehenden christlichen Staatsoberhäupter die freie Entfaltung der christlichen Kirche hemmt.

Die römische auf dem von Christus selbst gelegten Fundament sich entfaltende Kirche aber hat mit ihrer Einheit der Liturgie, des Kirchen-

rechtes, des Glaubens und der Sitte eine Weltweite gewonnen, die den Erdball umspannt, und hat in diesem weitmaschigen Netze von Patriarchaten, Erzbistümern, Bistümern, Apostolischen Vikariaten und Präfecturen die übernatürliche Einheit und Festigkeit gewahrt, an die kein arteigenes Sichselbstversteifen auch nur annähernd heranreicht.

4. Der Segen arteigener Gliedschaftsleistung im Gesamtorganismus der Kirche.

„Viele Glieder — ein Leib“ (1 Kor. 12, 12), aber: „der Leib Christi und Glieder nach Zuteilung“ (1 Kor. 12, 27). So kennzeichnet der Apostel die existentielle Eigenweise der Kirche. Wir haben früher schon an seine Worte über die Aufhebung der natürlichen Trennung von Heiden und Juden, Barbaren und Skythen, Sklaven und Freien, Mann und Weib in dem einen Christus hingewiesen (Gal. 3, 28 u. Kol. 3, 10f.). Hier spricht er von den übernatürlichen Zuteilungen einzelner Dienstleistungen an die verschiedenen Glieder des einen Leibes Christi: „Die einen bestimmte Gott in der Kirche zu Aposteln, die andern zu Propheten, andere zu Lehrern, andere für Wundertaten, für Krankenheilungen, für Hilfeleistungen, für Ämter, für allerlei Sprachengaben. Sind nun alle Apostel? alle Propheten? alle Wundertäter? Haben alle die Gabe der Heilung? Reden alle in Sprachen? Haben alle die Gabe der Auslegung? Strebt immerhin nach den höheren Gnadengaben! Aber ich will euch noch einen weit vorzüglicheren Weg zeigen“ (1 Kor. 12, 28—31). Und nun singt der Apostel den Preisgesang der Liebe, diesen schönsten Hymnus, den er je gesungen, und schließt ihn ab mit dem Rufe: „Trachtet nach der Liebe“ (1 Kor. 13, 1—13).

Was hier von den übernatürlichen Zuteilungen der Gliedschaftsleistungen gilt, das hat nach dem Ausweis der Kirchengeschichte seine Parallele in den von der Vorsehung den einzelnen Menschenarten der natürlichen Ordnung zugewiesenen Gliedschaftsleistungen im Gesamtleben der Kirche. Wenn sie im Geiste der Liebe diesem Gesamtleben dienen, haben die Rassen und Völker alle ihren arteigenen Zustrom in den großen Lebensstrom der Kirche zu entsenden. Nur der hochmütige Anspruch auf Umgestaltung des übernatürlichen Wesens des Christentums nach der natürlichen Eigenart eines Volkes wirkt zerstörend, zerstörend für dieses sich überhebende Volk. Die liebende Gliedschaftsleistung aber wirkt bereichernd, aufbauend, verbindend.

Das jüdische Zeremonienwesen hat, wie wir vorhin sahen, durch hochmütiges Separatistentum die erste „arteigene“ Form des Christentums, das schismatisch und häretisch gewordene Judenchristentum, bald zum Welken gebracht. Unverwelklich aber grünt und blüht und treibt Früchte in der kirchlichen Liturgie, was Christus selbst beim Abendmahl und was die Apostel in die Urliturgie an jüdischem Erbe synagogalen Brauches, häuslicher Passahmahlbräuche, synagogalen Sabbatmorgengottesdienstes, jüdischer Tisch- und Segensgebete eingebaut haben. Wenn wir heute im Wechselgebet zwischen Priester und Volk die große Danksagung der Präfation einleiten, wenn wir in den wechselnden Präfationen die einzelnen

Großtaten des Heilswerkes Gottes zur Begründung besonderer Danksagung anführen, wenn wir Cherubim und Seraphim, Engel und Erzengel als Stimmführer unseres Lobgesanges anrufen, wenn wir im Dreimalheilig des Isaias (6, 3) den Dankeshymnus ausklingen lassen und darin die hebräischen Worte Sabaoth und Hosanna mitten im lateinischen Liedtext stehen lassen — wenn wir im Kanon für die Stände der Kirche beten, wenn die Mischung von Wasser und Wein unter Segnung und die Händewaschung unter Gebet vorgenommen wird — so sind das alles heilige Vermächtnisse jüdischer, durch Christus und die Apostel geheiligter Frömmigkeit. Und wenn Priester, Mönche und Ordensschwester Tag und Nacht, jahraus, jahrein mit den Sonnenzeiten um die Erde einander ablösend, jede Woche das ganze Psalmenbuch und viele Cantica des Alten Testaments in liturgischem Pflichtgebet durchbeten, so stehen sie in erhebender Gebetsgemeinschaft über die Jahrhunderte zurück mit den Märtyrern in den römischen Staatsgefängnissen, mit den Aposteln und mit Christus selbst, der die Psalmen liebte und mit Psalmworten starb, und schließlich mit allen frommen Juden der Vorzeit bis zurück zu den inspirierten Sängern, denen der Heilige Geist selbst diese Lieder auf die Lippen gelegt — als irdischen Widerhall der Lobgesänge der Engel —, ja der unsagbaren und verehrungswürdigen *Sacra Conversatio* selbst, in der von Ewigkeit zu Ewigkeit Vater, Sohn und Geist einander Ehre und Liebe erweisen. Köstlichstes Erbgut danken wir Katholiken der jüdischen übernatürlichen Frömmigkeit, und schon deshalb können wir niemals das Blut dieses Volkes verachten, aus dem uns der Erlöser geboren werden wollte, und aus dessen Liedern unsere Andacht sich nährt.

Ganz anders geartet war die Aufgabe, die den griechischen Gliedern der Kirche ihrer stammhaften Eigenart entsprechend zugeteilt wurde. Das Volk, das der Geistesgeschichte einen Heraklit, Sokrates, Plato und Aristoteles geschenkt hat, war seiner scharfen logischen Begabung und Schulung entsprechend vor allem dazu berufen, die Wahrheiten und Geheimnisse der evangelischen Offenbarung vor Mißdeutung und Umdeutung zu schützen. Was die griechische Theologie der Spätantike an Begriffen und festen Ausdrücken geprägt, abgegrenzt, gesichert hat, ist unverlierbarer Besitz des kirchlichen Glaubens geworden. Das jedem bäuerlichen Chorsänger heute vertraute „*Consubstantialem Patri*“ ist das *Homousios* des Nizänums. Das Bekenntnis zur „*una sancta catholica et apostolica Ecclesia*“, zum „*Spiritus Sanctus Dominus et Vivificans, qui cum Patre et Filio simul adoratur et conglorificatur*“ ist formuliert vom Konzil zu Konstantinopel. Der dogmatisch so ungemein bezeichnende Ehrentitel der „*Gottesgebärerin*“ ist geprägt von griechischen Theologen und zum Dogma erhoben auf dem Konzil zu Ephesus. Unvergängliche Verdienste hat sich der griechische Geist für die Gesamtkirche erworben durch seine rationale Erbbegabung, mit der er das trinitarische, christologische, soteriologische und mariologische Dogma scharf umgrenzt und gesichert hat.

Wendet sich unser Blick von da nach Italien und Rom, dem Sitz der Cäsaren und der Päpste, so tritt uns hier die natürliche Befähigung zum Formulieren der Gesetze und zum Aufbau organischer Verwaltungs-

körper und klar abgegrenzter Beamtungen in prachtvoller historischer Entfaltung gegenüber. Wie eine greifbare Weisheit der Vorsehung mutet es uns an, daß sie den Stuhl des hl. Petrus in die Hauptstadt dieses juristisch und administrativ so hochbegabten Volkes gestellt hat. Die von ganz weltlichen Blickpunkten her geschriebene Geschichte des Papsttums unseres jüngst verstorbenen Freundes Erich Caspar († Februar 1935 als Professor der mittelalterlichen Geschichte an der Universität Berlin) ist erfüllt mit Ausdrücken einer unverhohlenen Bewunderung für die ererbte Regierungskunst einzelner bluthaft römischer Päpste und für die unerhörte Gunst der Vorsehung, mit der diesen Meistern der Menschenbehandlung der Weg frei gemacht wurde, um über alle, auch die mächtigsten kirchlichen Nebenbuhler in Ost und West des Römerreichs ihren Vorrang zu behaupten. Wir gläubige Katholiken sind dieser Gunst der Vorsehung mit einem in den Verheißungen Christi begründeten tieferen Verstehen dankbar, und wir sind, als Angehörige der jetzt lebenden Generation, besonders dankbar dafür, daß Rom seine alte gesetzgeberische Kunst mit staunenswerter Bestimmtheit der Sprache im neuen Codex Iuris Canonici in dem Augenblick neu betätigt hat, wo die weltlichen Verfassungen und Gesetze der Völker alle in rasendem Wirbel unabsehbarer Umwälzungen begriffen sind.

Daß Roms ordnender Verstand und autoritative Würde nicht nur in kirchenrechtlichem und verwaltungstechnischem Gebiet Großes der Kirche gegeben hat und fortwährend gibt, daß beide Erbbegabungen auch der liturgischen Feier Maß und Schönheit verliehen und der theologischen Wissenschaft die unerreichten Meister Thomas von Aquin und Bonaventura schenkten, dem Mönchtum aber solche Führer wie Benedikt von Nursia und Franz von Assissi erstehen ließen, das braucht nur angedeutet zu werden, um jede romfeindliche Gesinnung im echten Christenherzen sofort als unsinnig und unmöglich erscheinen zu lassen. Griechisches und römisches Erbe sind aus dem wahren Christentum so wenig hinwegzudenken und hinwegzuwünschen wie jüdisches. Ein Ebionitismus, eine bettelhafte Dürftigkeit des Geistes müßte die Folge sein, wo man diese Erbgüter als artfremd ablehnen wollte.

Das Mittelalter und die Neuzeit haben auch germanische, französische, spanische Sonderart für die Gesamtkirche fruchtbar werden lassen. Eine tiefe Versenkung in das seelische Leben der an Christi Passion vor allen beteiligten Mutter des Herrn hatte schon in der syrischen religiösen Poesie der kirchlichen Frühzeit das Lied der Marienklage angestimmt. Wie zahlreiche Einwirkungen des syrischen Geistes auf künstlerischem Gebiet die Seele des Abendlandes auf mannigfaltigen Wegen erreichten, sei es durch die nachweislich zahlreich im Abendland sesshaft gewordenen syrischen Kaufleute, aus deren Mitte noch zu Ende des 6. Jahrhunderts dem Bischof Ragnimod von Paris sein Nachfolger erstand (Gregor von Tours, *Historia Francorum* X 26), sei es auf dem mittelbaren Weg des Einflusses syrischer Kunst auf die byzantinische, so hat auch die leidenschaftliche Versenkung der syrischen Marienklage in die Passion des Karfreitags ihren starken Widerhall in der germanischen Seele des Hochmittel-

alters gefunden. Das Vesperbild und der Schmerzensmann der gotischen Plastik, die Passionsmystik Heinrich Seuses und der von ihm so stark befruchteten „Devotio moderna“ der Niederländer, die in den vier Büchern der „Nachfolge Christi“ ihren weltweiten Wirkungsradius erlangt, sind die köstliche Frucht der Versenkung der deutschen Seele in die Seele Christi und seiner heiligen Mutter.

Daß zu der dogmatischen, liturgischen, kirchenrechtlichen Entfaltung des Christentums nun die gemühtiefe Aneignung dieser Reichtümer durch die mystische Seele trat, daß die christliche Mystik, d. h. die erfahrbare, spürbare Vereinigung der Seele mit Christi Seele und durch sie mit Gott, zu einer ganzen Bewegung wird, daß eine ganze Fülle von Predigten, Gesichten, Dichtungen, Sinnsprüchen, Traktaten entstehen und so eine durch zwei Jahrhunderte währende Blütezeit kirchlicher Mystik gerade in Deutschland und am Niederrhein die Kirche erfreut und ziert, das hängt gewiß auch mit dem Bluterbe deutscher Stammesart zusammen. Aber gerade das, was kirchenfeindlicher Geist der Gegenwart an Meister Eckehart rühmt: seine dem Pantheismus verfallenden übertriebenen Darstellungen der Einswerdung der Seele mit Gott und seine das Dogma gefährdende Übertreibung der Einfachheit Gottes, das ist nicht spezifisch deutscher Herkunft, sondern entstammt, wie Josef Koch überzeugend dargetan hat, nicht nur der griechischen und arabischen, sondern auch der jüdischen Religionsphilosophie der Spätantike und des Mittelalters.

Unabsehbar sind die Früchte, die am Baum der deutschen Mystik erwachsen sind: die expressionistische Kunst der kirchlichen Plastik und Malerei, die große Bereicherung der deutschen Sprache, die von diesen lateinisch geschulten Meistern der Theologie: Dietrich von Freiberg, Eckehart von Hochheim, Tauler von Straßburg, Heinrich Seuse von Konstanz u. a., zum köstlichen Ausdrucksmittel tiefster theologischer Erkenntnisse und seelischer Erfahrungen gemacht wurde, die geistliche Dichtkunst, das ganze Leben persönlicher Frömmigkeit auf dem Grunde echt kirchlicher Liturgie, nicht zuletzt die Begründung der erst heute wieder in ihrer Tiefe erkannten und von den Päpsten eindringlichst empfohlenen Herz-Jesu-Verehrung — das alles kann in seiner Befruchtung durch die deutsche Mystik nicht klar genug geschildert und hoch genug geschätzt werden.

Aber weit über die deutsche Welt hinaus wurde dieser mystische Strom für die Gesamtkirche wirksam, als Übersetzungen der deutschen Schriften und Nachdrucke der lateinischen Schriften der deutschen Mystiker in Frankreich und Spanien sich verbreiteten. Die planmäßige Arbeit des Abtes Garcia de Cisneros von Montserrat, die fleißige Geschäftigkeit, mit der in spanischen Druckereien vor und nach 1500 die Erzeugnisse deutscher Mystik dem spanischen Geist vermittelt wurden, schufen die Vorbedingungen für das Erblühen der spanischen Mystik des 16. Jahrhunderts und lieferten dem größten spanischen Erzieher, Ignatius von Loyola, die Grundgedanken für sein geistliches „Exerzierreglement“, das Exerzitienbüchlein, mit dem er und sein Orden jene Vertiefung der Frömmigkeit in klösterlichen und weltlichen Kreisen der Kirche bis heute bewirken, die

sich im häufigen Empfang der Sakramente und in der Pflege des inneren Gebetes erkennbar macht. Mit Ignatius war zur Gemütsstiefe der deutschen Mystiker der soldatische Geist des spanischen Ritters hinzugekommen, und diese glückliche Verbindung hat den Grundgedanken der deutschen Mystik formende Kraft gegeben für die Seelen aller Völker und Stände.

Ist es in der deutschen Mystik die leidenschaftliche Versenkung der Seele in das Seelenleben Christi und seiner Mutter und das hingebende, „sich lassende“ Untertauchen in den Ozean der göttlichen Herrlichkeit, was erstmalig in der Kirche hier als große Bewegung sichtbar wird, so ist in der spanischen Mystik der hl. Theresia und noch mehr in der französischen Mystik des 17. Jahrhunderts, die nach Bremonds wenigen Andeutungen viel stärker unter dem Einfluß der deutschen Mystiker stand, als man bisher vermeinte, ein Neues hinzugetreten: ich meine jene abgründige Ehrfurcht vor der Majestät Gottes, wie sie in den Schriften der hl. Theresia, in der Schule des großen Kardinals Bérulle, in der Frömmigkeit des französischen Oratoriums, des hl. Franz von Sales und der Nonnen von der Heimsuchung uns begegnet. Was Anbetung heißt, wie sehr die Anbetung Grundlage und Weihe alles andern Betens ist, und wie Anbetung mit „reiner Liebe“ identisch ist, das hat trotz aller Übertreibungen in der Lehre vom pur amour die spanische und die französische Mystik des 16. und 17. Jahrhunderts in unvergleichlicher Schärfe dem „Sentiment religieux en France“ und dem Frommsein der Gesamtkirche eingeprägt. Nie mehr möge dieser Zug aus dem Antlitz der betenden Kirche verschwinden!

Nur andeutungsweise ist in dem Bisherigen versucht worden, einiges, was an arteigener Leistung der verschiedenen Völker und Stämme im Christentum sichtbar geworden ist, zu beschreiben. Schon sucht das Auge des die Welt überblickenden Beschauers nach weiteren Möglichkeiten. Wer die Völker des fernen Ostens, Chinesen, Koreaner, Japaner, in ihren katholisch kirchlichen Vertretern kennen gelernt hat, sieht dort manches, was an natürlichem Geisteserbe besonders günstigen Boden für das Aufwachsen adliger Formen des Christentums bedeutet. Während abendländische Völker in widernatürlicher Zerstörung der unauflöslichen monogamen Ehe und des naturtreuen Familienlebens sich überbieten, stellt ostasiatischer Familiensinn und ostasiatische Gesellschaftsmoral neuen, gesunden Ackergrund für das Aufblühen heiligsten christlichen Familienlebens bereit. Während amerikanische Gleichmacherei nicht nur alle organische Ständeordnung, sondern auch das wichtige Gefühl der Ehrfurcht vor gottgewollten Über- und Unterordnungen gefährdet, hütet das ostasiatische Zeremonienwesen dieses natürliche, aber für das übernatürliche Leben so grundlegende Gefühl der Ehrfurcht in allen Kreisen und wartet gewissermaßen nur auf die Taufe, um sofort zum Träger heiligster Frömmigkeit zu werden. Wer Gemeindegottesdienst und Kommunionfeier in katholischen Kirchen Japans mitgemacht hat, der weiß, was ich meine. Auch in Japan wird das echte Christentum durch die arteigene Erbanlage der Ostasiaten Förderung und Bereicherung erfahren. Arm und verzerrt

aber müßte es werden, wenn sein Wesen in die Formen ostasiatischer Eigenart eingeengt und danach umgestellt werden sollte.

Arteigenes Christentum — das ist das Ergebnis unserer Überschau — arteigenes Christentum in dem Sinne, daß jedes Volk die Lehre, die Sitte, den Gottesdienst, die Verfassung der christlichen Religion nach seiner Eigenart umgestalte, das ist der größte und schärfste Gegensatz zum übernatürlichen, darum übervölkischen, überkulturellen, überzeitlichen, von Gott begründeten Wesen der christlichen Religion. „Den Weisen und Klugen ist das verborgen, Kleinen aber ist es offenbar worden. Ja, Vater, so ist es vor dir wohlgefällig gewesen. Alles ist mir von meinem Vater übergeben. Niemand kennt den Sohn als der Vater, und niemand kennt den Vater als der Sohn — und wem es der Sohn offenbaren will“ (Matth. 11, 25—27). „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh. 20, 21). „Wer euch höret, der höret mich, wer euch verachtet, verachtet mich, wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat“ (Luk. 10, 60). „So gehet denn hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehret sie alles halten, was ich euch gesagt habe. Und siehe, ich bin mit euch bis ans Ende der Welt!“ (Matth. 28, 18 ff.) „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Unterwelt werden sie nicht überwältigen“ (Matth. 16, 18). Eine Kirche, die sich dieser Stiftungsurkunde und Stifterworte bewußt ist, kann nie auf das Gerede vom arteigenen Christentum im obigen Sinne eingehen.

Aber etwas anderes ist: arteigene Leistung im Gliedschaftsverband des einen großen Organismus der Kirche, Gliedschaftsleistung im mystischen Leibe Christi. Gewiß ist auch hier über aller bluthaften Verschiedenheit entscheidend die Zuteilung der übernatürlichen Gaben durch den Heiligen Geist, der sie austeilet, wie er will. Aber die Kirchengeschichte zeigt uns, wie wir in unserem Überblick anzudeuten versuchten, daß auch natürliches Erbe und völkische Eigenart zu besonderer Leistung in der Kirche berufen und befähigen: jüdisches, griechisches, romanisches, germanisches, syrisches Erbe im geistigen Gesamtbesitz der Kirche zeugen davon, daß jedes Volk arteigene Leistungen und Aufgaben in der Kirche zu erfüllen hat. Zugleich aber lernen wir gerade daraus die arteigene Leistung anderer Völker dankbar anerkennen, uns der Gemeinsamkeit unseres geistigen Reichtums freuen und jede überhebliche Abneigung gegen die Sonderart der Frömmigkeit anderer Völker als Gefahr der ebionitischen Verarmung vermeiden.

Im Zusammenwirken aller Glieder bleibt der Leib gesund und erstarkt. „Wie der Leib nur einer ist — und doch viele Glieder hat, so ist es auch mit Christus. Denn durch den einen Geist wurden wir alle, Juden wie Heiden, Sklaven wie Freie, zu einem Leib getauft und wir alle mit einem Geiste getränkt.... Das Auge darf nicht zur Hand sagen: Ich bedarf deiner nicht, und das Haupt nicht zu den Füßen: Ich bedarf eurer nicht. Im Gegenteil, gerade die scheinbar schwächeren Glieder des Leibes sind

besonders notwendig. Den Gliedern am Leibe, die wir für weniger edel halten, erweisen wir besondere Ehre.... Gott hat den Leib so eingerichtet..., damit keine Unordnung entstehe, sondern die Glieder einträchtig füreinander Sorge tragen. Leidet ein Glied, so leiden alle Glieder mit; wird ein Glied geehrt, so freuen sich alle andern Glieder mit“ (1 Kor. 12, 12—15 u. 21—26). Das ist das innere Baugesetz der Kirche — und im Geiste dieses Gesetzes erbauen wir die Kirche durch arteigene Gliedschaftsleistung, aber nie reichen wir die Hände zur Selbstzerstörung durch Umbiegung des übernatürlichen Christentums in ein arteigenes Menschenwerk! Vor solchem Ebionitismus bewahre die Vorsehung Gottes die Kirche in unserem Vaterland!

Wissenschaft, Weltanschauung, Wahrheit

Von Joseph de Vries S. J.

Es war einmal eine Zeit, und sie liegt noch gar nicht so weit zurück, da galt bei sehr vielen „Voraussetzungslosigkeit“ als erstes Erfordernis echt wissenschaftlicher Einstellung. Der Forscher sollte sich in seiner Forschertätigkeit von allen metaphysischen, weltanschaulichen, religiösen Voraussetzungen freihalten. Gerade katholischen Forschern wurde oft genug die „Wissenschaftlichkeit“ abgesprochen, weil sie „dogmatisch gebunden“ und daher „voreingenommen“, nicht „voraussetzungslos“ seien. Der Gedanke, ob denn nicht etwa jede Wissenschaft notwendig metaphysische, weltanschauliche Grundlagen habe, wurde von der Hand gewiesen, kaum einer Prüfung für wert erachtet. Im Gegenteil, man war überzeugt, eine Weltanschauung, die nicht von vornherein der Geringschätzung verfallen wolle, müsse ihrerseits durch die Ergebnisse der voraussetzungslosen Wissenschaft unterbaut sein. „Weltanschauung“ galt als der letzte Abschluß des Wissensgebäudes, dem man allerdings um so mehr einen nur hypothetischen Wert zuschrieb, je weiter man sich über die Grenzen der unmittelbaren Erfahrung hinauswagte. In diesem Sinn baute man immer wieder auf möglichst breiter wissenschaftlicher Grundlage Systeme „induktiver Metaphysik“ oder „naturwissenschaftlich begründeter Weltanschauung“ auf.

Das ist jetzt ganz anders geworden. Schon die „Grundlagenkrisen“ der verschiedensten Wissenschaften — selbst die anscheinend voraussetzungsloseste Mathematik nicht ausgenommen — hatten den Blick für die mannigfachen Voraussetzungen geschärft, die man früher fast unbemerkt stillschweigend hinnahm. E. Spranger wies 1929 in einem vielbeachteten Vortrag in der Preußischen Akademie der Wissenschaften¹ nachdrücklich auf die Unvermeidbarkeit weltanschaulicher Voraussetzungen für die Geisteswissenschaften hin. Heute aber ist es schon fast zum Schlagwort geworden, daß die „voraussetzungslose Wissenschaft“ ein Wahngelbilde des dahingesunkenen liberalen Zeitalters ist. Namentlich die Vertreter

¹ Der Sinn der Voraussetzungslosigkeit in den Geisteswissenschaften: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1929, S. 2—30.